

Europa und die deutsche Frage II [Fortsetzung]

Autor(en): **Brentano, Bernard von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **5 (1937-1938)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und deswegen wird sein Werk eine breite, dankbare Leserschaft finden.

Und nun sei die Tür den Schweizer Erzählern aufgetan, die vom schweizerischen Schicksal erfüllt und gequält und beglückt sind. Die Federn sind gespitzt, sie zu preisen.

Europa und die deutsche Frage II

von Bernard von Brentano

III. Die norddeutsch-französischen Beziehungen.

Zu den Büchern, welche der deutschen Literatur fehlen, gehört eines, das die Freundschaft zwischen Friedrich und Voltaire darstellte. Rechtzeitig geschrieben hätte dieses Buch mehr zum Verständnis Deutschlands durch Frankreich und Frankreichs durch Deutschland beitragen können, als Vereine, welche zu diesem Zweck gegründet worden sind. So blieb von dieser Freundschaft, welche ein Phänomen in der Geschichte Europas ist, nur eine sehr undeutliche Vorstellung im Bewusstsein der beiden Völker. Was man weiss, ist jene belanglose Episode mit dem Finanzmann Hirschel, welche zur Verhaftung Voltaires durch die Agenten Friedrichs des Grossen führte. Georg Brandes hat recht, wenn er in seiner vorzüglichen Biographie Voltaires sagt: „Doch der Fall ist noch weit tragischer. Aus dem elenden Rechtsstreit mit dem Juden Hirschel stammt nicht nur Friedrichs plötzlich eingetretene Verachtung des Voltaireschen Charakters, dessen Schwächen er ganz falsch erklärte, aus Geldgier herleitete statt aus cholerischer Zanksucht und Rechtshaberei, sondern die ganze deutsche Geringschätzung Voltaires durch anderthalb Jahrhunderte, die gehässige Haltung in Lessings Dramaturgie und sogar noch der überlegene Ton in den Strausschen Vorlesungen ein Jahrhundert später.“

Man muss hier eine kleine Korrektur anbringen. Lessings Kampf richtet sich nicht gegen die Person Voltaires; der grosse Kritiker kämpfte gegen die missverstandenen Lehren des Aristoteles, denen die französischen Klassiker huldigten; für die deutsche Literatur wäre deren Uebernahme noch unbrauchbarer gewesen, als sie für die französische bereits waren. Dafür hat Goethe zwei Stücke Voltaires übersetzt, und dem grossen Manne in den Anmerkungen zu seiner herrlichen Uebersetzung von Diderots Werk „Der Neffe Rameaus“ eine Pyramide aus Worten gesetzt, die selber unsterblich ist. Die Freundschaft zwischen Friedrich dem Grossen und Voltaire überdauerte die läppische Episode Hirschel und währte bis an Voltaires Lebensende. Als Voltaire gestorben war, die französische Priesterschaft sich weigerte, ihn zu beerdigen, und die Akademie zu Paris es unterliess, für Voltaire eine Messe lesen zu lassen, schrieb d’Alembert an Friedrich den Grossen. Friedrich liess die Exequien in der katholischen Kirche in Berlin lesen und hielt zu jener Zeit, da Voltaires Name in Frankreich nicht genannt werden durfte, in der Berliner Akademie selber die Lobrede auf ihn. Ja mehr noch: da Voltaires Werke auf französischem Boden nicht gedruckt werden durften, liess sie der Markgraf von Baden in seinem Lande erscheinen. Die Freundschaft zwischen Voltaire und Friedrich dem Grossen war wechselvoll. Umso deutlicher zeigt sie nicht nur den Charakter der beiden Männer, sondern auch den der beiden Nationen, und darüber hinaus den verschiedener politischer Einrichtungen. Denn damals herrschte in Frankreich Intoleranz und Unterdrückung. In Preussen aber eine Art von Freiheit, welche für jene Epoche erstaunlich war. Dass diese Freundschaft, welche ein schönes Blatt der europäischen Geschichte füllt, nie dargestellt worden ist, untersucht, ausgebreitet und mitgeteilt, daran tragen vier Ursachen die Schuld: die Gleichgültigkeit vieler deutscher Schriftsteller gegen ihr eigenes Land und vornehmlich gegen seine Geschichte, die furchtsame Antipathie deutscher Oppositioneller gegen grosse Männer, die allgemeine Unkenntnis Frankreichs und der besonderen französischen Verhaltensweise und endlich die Kirche beider Konfessionen, welche Voltaire den leidenschaftlichen Kampf, den er gegen die Kirche (nicht gegen Gott!) geführt hat, niemals zu verzeihen entschlossen war.

Heute nimmt die Verwirrung riesige Ausmasse an. Da sich Hitler in einen Kampf mit den beiden Konfessionen eingelassen hat, der nun einmal zum Bestand der europäischen Politik gehört, sieht man selbst diejenigen Gegner Hitlers, welche gar nicht wissen, wie eine Kirche von innen aussieht, eilfertig und furchtsam dem Papst zu Hilfe eilen. So fördert die Reaktion die Reaktion!

Nun sei hier keineswegs in den Fehler der Aufklärung verfallen, welche sich einbildete, die Religion getötet zu haben. Die Kämpfe, welche gegen das Christentum geführt worden sind, waren Ereignisse jener Jahrhunderte, in denen sie stattfanden. So weit sie sich gegen die Kirche richteten, waren sie vornehmlich innerpolitischer Art; die Religion ist niemals überwunden worden, nur in gewissen Kreisen verdrängt. „Was wir überwunden haben“, sagt Jung, „sind nur die Wortgespenster nicht die seelischen Tatsachen, welche für die Entstehung der Götter verantwortlich waren.“

Der Kampf gegen die Kirche war ebenfalls keine besondere Eigenschaft der Deutschen. Von den Enzyklopädisten ganz zu schweigen, hat die französische Opposition von 1814 bis 1906 gegen den Klerus gekämpft, und die Trennung von Kirche und Staat wurde von der dritten französischen Republik mit Gewalt und Polizei durchgeführt. Welche unglückliche Rolle aber hat der Katholizismus als Partei, nicht als Religion, in Deutschland gespielt. Er war es leider, welcher auf der Strasse der Intoleranz vornean marschierte, was den Protestantismus allerdings nicht lange ruhen liess. 1828 wurde die Preisaufgabe der katholischen Fakultät Tübingen noch von dem protestantischen Geistlichen D. F. Strauss gelöst; in der Revolution von 48, als es sich darum handelte, Preussen eine Verfassung zu geben, waren für die Männer des Zentrums nach ihren eigenen Worten die Kirche und die Schulparagraphen das Einzige, was sie interessierte. Politisch hielten sie sich zur Sache der alten Autoritäten und gehörten in der Berliner wie in der Frankfurter Versammlung zu den Parteien der Rechten. Aber nicht dies, dass sie rechts standen, muss man ihnen vorwerfen, sondern dass sie die Ersten waren, welche die Politik als ein Geschäft auffassten, in welchem die Kirche, als wäre sie eine fremde, ausländische Macht, weder an den Ideen noch an den Nöten der

Nation teilnahm, sondern lediglich für ihre Organisationen in notwendig einseitiger Weise bemüht war. In seinen „Erinnerungen“ (Berlin 1899) meint der gescheite und erfahrene Ludwig Bamberger, dass zur Entstehung der Junkerherrschaft in den Jahren nach 1871 wesentlich die Bildung der Zentrums-
partei beigetragen habe. Eine Partei, deren Weltanschauung den Totalitätsanspruch in sich schliesst, ist für ein Parlament gefährlich, da die Toleranz die Voraussetzung des Parlamentarismus, ja der Demokratie überhaupt ist. Das musste die deutsche Republik erfahren, als sie schliesslich drei solcher Parteien im Reichstag hatte: die Zentrums-
partei, die kommunistische und die Nazis.

Die Kirche, zumal ihre römische Spitze, hatte immer sehr geringe Kenntnisse von Deutschland. Sie wünschte auch gar nicht, dort am Allgemeinen teilzunehmen, sondern im Besonderen Erfolge zu erringen. Von der Denkweise, den Traditionen des deutschen Volkes, zumal von der gesamten Literatur, hielt sie ihre Anhänger möglichst fern und versuchte, sie mit eigener Ersatzliteratur aufzuziehen. Von Luther bis Thomas Mann ist kein Schriftsteller von ihr anerkannt worden. Als ich vor 12 Jahren Gelegenheit hatte, mich mit Pius XI. zu unterhalten, war ich über die merkwürdigen Ansichten verwundert, die er von Deutschland hatte. Damals war ich noch sehr jung und meinte, die Mächtigen seien auch unterrichtet; von diesem Irrtum bin ich abgekommen.

Wie nicht anders zu erwarten, greift Förster auch Nietzsche an, den er als eine Art von Haeckel zeichnet. Er behauptet, es sei Nietzsche gewesen, der das immer weitere Umsichgreifen eines rein biologisch orientierten Denkens — im Sinne einer völlig materialistischen Biologie — geistig philosophisch entscheidend bestärkt und ermutigt habe. Wie töricht ist das, und welch ein neuer Beweis dafür, dass Leute wie Foerster unsere Literatur nicht kennen und nicht zu kennen wünschen. In seinem vorzüglichen Buch über Nietzsche sagt Bertram, es sei vielleicht das entscheidendste Selbstmissverständnis Nietzsches gewesen, dass er sich selbst als den ersten deutschen Nichtchristen innerhalb der deutschen Geistesgeschichte betrachtete. Man brauche nur einen erinnernden Blick auf die wirklich wesent-

lich nichtchristlichen Elemente der deutschen Geistes- und Kunstgeschichte zu werfen (versteht sich, dass hier nicht von Dogma und religiösem Bekenntnis die Rede ist, sondern von inneren Grundantrieben) auf die Reihe etwa der Winkelmann, Heinse, Lichtenberg, Wieland, der Goethe, Hoelderlin, Mozart, der Holbein, Boecklin, Marées (und Storm möchte ich hinzufügen, George, Rilke, Hauptmann) welchen allen trotz weltweiter Spannungen untereinander das entscheidende Hellenisch-Heidnische, das südliche Element, wenn auch in prismatisch ganz verschiedenen Brechungen gemeinsam sei — und sich daneben eine Gegenreihe wirklich nordisch christlicher Repräsentanten der Deutschheit zu vergegenwärtigen — die Luther, Angelus Silesius, Novalis, Hebbel, Bach, Klopstock, Schopenhauer, Brahms, Grünewald und Rembrandt, man brauche diese Antithese nur einen Augenblick zu überdenken, um spontan gewiss zu sein, wie durchaus Nietzsche der zweiten Reihe von Natur angehöre, wie sehr ihn auch eigener Wille, Entschluss, Prediger-eifer und Hellenenheimweh der ersten, der „südlichen“ Reihe einzufügen wünschte.

So ist es. Dass Deutschland aus diesen beiden Reihen besteht, ist seine Eigentümlichkeit, welche weder Foerster noch die Nazis ändern werden.

Aber wir sind abgeschweift und müssen wieder zur französisch-deutschen Politik zurückkehren. Die preussische Politik, zumal diejenige, welche von Friedrich dem Grossen getrieben wurde, verwirrte Frankreich. Als Preussen ein mächtiger Staat innerhalb des deutschen Reiches geworden war, hatte Frankreich die schwere Wahl, ob es sich mit Preussen gegen Oesterreich wenden solle oder ob es klüger sei, sich mit Oesterreich gegen Preussen zu verbinden. Man unterstützte zunächst Preussen, aber als Preussen eine selbständige und selbstbewusste Politik trieb, und sich um seinen Vorteil ebenso kümmerte, wie Frankreich um den französischen, fiel man in Paris in das entgegengesetzte Extrem und verbündete sich mit dem Erbfeind Oesterreich gegen Preussen. Die Folge war die Niederlage bei Rossbach. Voltaire war ausser sich. „Friedrich“, schrieb er nach Paris, „hatte nur einige zwanzig tausend Mann, die von Märschen und Kontramärschen ermattet waren und mit

ihnen vernichtet er ein Heer von fünfzigtausend Mann. Welche Schande für unsere Nation! Und an seinen Freund Thiériot: „Die Nachwelt wird sich darüber wundern, dass ein brandenburgischer Kurfürst, nachdem er eine grosse Schlacht gegen die Oesterreicher verloren hatte, nachdem seine Bundesgenossen vollkommen vernichtet waren, als er sogar in Preussen selbst von hunderttausend Mann siegreichen Russen verfolgt wurde, als er zwischen zwei französischen Heeren in der Klemme sass, die mit einem Mal über ihn herfallen konnten, dem allen widerstanden hat, seine Eroberungen festgehalten und eine der denkwürdigsten Schlachten gewonnen hat, die in diesem Jahrhundert gewonnen wurden... Es ist nicht angenehm, jetzt Franzose im Ausland zu sein. Man lacht uns ins Gesicht, als ob wir alle zusammen Adjutanten beim Herrn von Soubise gewesen wären.“ Wenn man seinen Rat befolgt hätte, meinte Voltaire, wäre man der Demütigung entgangen. Preussens Siege machten die Ohnmacht der Habsburgischen Hegemonie offenbar. Trotzdem blieb Wien nach wie vor für Frankreich der Erbfeind. Das erste, was die französische Revolution suchte, war der Krieg. „Frankreich“, sagt Bainville, „provozierte ihn.“ „Schaut euch die freien Völker an“, rief Mirabeau in der Konstituante, „von jeher haben sie sich durch ehrgeizige, ja barbarische Kriege ausgezeichnet.“ Custine sprach in seinem Sinne, wenn er erklärt, dass man das Haus Oesterreich zerstören müsse, wenn Frankreich frei werden wolle. Auf die französische Revolution folgte Napoleon, welcher den Krieg, den die Revolution begonnen hatte, ins Unermessliche erweiterte und ganz Europa mit seinen Heeren überschwemmte. Die Bourbonen hatten ihn nicht gewollt, und es ist kaum übertrieben, wenn man sagt, dass Ludwig XVI. nicht zuletzt wegen seines Widerstandes gegen den Krieg mit Oesterreich hingerichtet worden ist. Seine kluge politische Haltung brachte ihn in den Geruch eines Verräters. Tuchatschewski hat viele Vorgänger gehabt. Auch Napoleon führte den Krieg gegen Oesterreich zeitweise widerwillig. Im Jahre 1805 sagte er dem Grafen Haugwitz, es sei für ihn eine Kleinigkeit, ein österreichisch-französisches Bündnis aufzustellen. „Jedoch ein solches Bündnis“, fügt er hinzu, „würde nicht nach dem Geschmack der Franzosen sein, nach dem ich mich mehr richte als man denkt!“ Die Friedensverträge von 1815

liessen Frankreich die Grenzen, die es bis 1792 gehabt hatte. Trotzdem sagt Bainville, die Verträge von 1815 seien während des grössten Teils des neunzehnten Jahrhunderts ein Gegenstand des Hasses und des Abscheus für den französischen Patriotismus gewesen. Aus Furcht vor der öffentlichen Meinung hätten die französischen Regierungen, welche an sie gebunden waren, sie nur mit der höchsten Vorsicht zu nennen gewagt. Aber der gleiche Bainville gibt zu, dass diese Verträge für Frankreich günstig waren. „Das Wichtigste war“, schreibt er, „dass Deutschland zerstückelt blieb. Leider Gottes“, fügt er hinzu, „blieben in Deutschland an Stelle von einigen hundert Staaten nur noch einige vierzig zurück. Aber die deutsche Einigkeit war nicht wieder hergestellt, und die germanische Republik blieb bis zum Jahre 1866 unsere Wache am Rhein. Der einzige, der sich über diese Verträge beklagen konnte, war Preussen.“

IV. Die Folgen der Friedensverträge

Die an sich übertriebene Bewunderung, welche man in Deutschland für Bismarck hegt, wird verständlicher, wenn man sich klar macht, dass Bismarck zwei sehr eingreifende Taten zu gleicher Zeit vollbracht hat: er beendete den tausendjährigen, höchst sinnlosen innerdeutschen Fürstenkrieg, (welcher der deutschen Geschichte, im Ganzen betrachtet, etwas Langweiliges gibt) und er fasste die politische deutsche Einheit in einem Zeitpunkt zusammen, da die fortschreitende Industrialisierung Europas dies bei Strafe des Unterganges verlangte. Auch hierüber steht Wichtiges bei Bamberger; wir wollen sagen, dass Bismarck gross war, weil er den Diener der Forderungen seiner Epoche gewesen ist, nicht ihr Befehlshaber. Man hat ihn deshalb den „eisernen Kanzler“ genannt; in Wahrheit war er ein Nervenbündel wie Richelieu, und sein Genie war weder Kraft noch Gewalt sondern Klugheit, Beharrlichkeit und Leidenschaft. Er hatte eine hohe, dünne Stimme wie eine Frau und überhaupt war mehr Weibliches als Männliches in seiner Natur, worauf denn auch der Zauber seiner Persönlichkeit beruht.

In seiner grössten Zeit, zwischen 1850 und 1866, (denn wie alle grossen Männer war er nicht immer gross) war er nicht nur

klug genug, für milde Friedensverträge zu sein, sondern auch kräftig genug, seine Absichten durchzusetzen.

Als Oesterreich im Jahre 1866 besiegt war, wünschten die Generale, nach Wien zu marschieren, wie es von jeher der Wunsch siegreicher Generäle gewesen ist, zu marschieren. Aber Bismarck war entschlossen, die Annahme des von Oesterreich gebotenen Friedens zur Kabinettsfrage zu machen. Im Kriegsrat, der unter dem Vorsitz des Königs stattfand, legte er seine Gründe dar. Es müsse vermieden werden, erklärte er, Oesterreich schwer zu verwunden und dauernde Bitterkeit und Revanchebedürfnisse mehr als nötig zu hinterlassen. „Ich wiederholte“, schreibt er in seinen Memoiren, „dass wir nicht vergeltende Gerechtigkeit zu üben, sondern Politik zu treiben hätten.“ Eine brauchbare Bemerkung, die weder von Bismarcks Freunden, noch, was besonders töricht ist, von den Kritikern seiner politischen Haltung gewürdigt worden ist.

Der König blieb hartnäckig. Bismarck verliess das Zimmer mit dem Eindruck, seine Auffassung sei abgelehnt und erwog den Gedanken, den König zu bitten, man möge ihm erlauben, in seiner Eigenschaft als Offizier in sein Regiment zurückzutreten. Schliesslich intervenierte der Kronprinz, und Bismarck siegte. Der König schrieb folgende Marginale an den Rand der Bismarckschen Eingabe: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feind im Stiche lässt und ich hier ausserstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beissen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen.“ Bismarck nahm die königliche Zustimmung zu dem von ihm als politisch notwendig Erkannten entgegen, ohne sich an ihrer unverbindlichen Form zu stossen. „Im Geiste des Königs“, sagt er, „waren eben die militärischen Eindrücke damals die vorherrschenden, und das Bedürfnis, die bis dahin so glänzende Siegeslaufbahn fortzusetzen war vielleicht stärker, als die politischen und diplomatischen Erwägungen.“

Seit Hermann Oncken (dem man vor einigen Jahren seinen Berliner Lehrstuhl genommen hat) die Denkwürdigkeiten und Tagebücher des Grossherzogs von Baden herausgege-

ben hat (Stuttgart 1927) weiss man, dass Bismarck auch im Jahre 70 die gleiche vorsichtige Politik zu machen wünschte, nun aber auf weit heftigeren Widerstand der Generale, besonders Moltkes, stiess, welche durch die Ereignisse von 66 gewitzigt waren. In einem Gespräch zwischen dem Kronprinzen, dem masslos erregten Moltke und Bismarck, erklärte der letztere, er habe es für den grössten Fehler gehalten, bis vor Paris vorzudringen. Dadurch habe der Krieg einen ganz anderen Charakter bekommen.

Moltke wünschte, den Krieg auch noch über Paris hinaus fortzusetzen; aber dies wenigstens vermochte Bismarck zu verhindern. Richard Wagner hat später gesagt, Bismarck hätte unbedingt nach Sedan mit den Franzosen Frieden schliessen müssen. Durch die Fortsetzung des Krieges bis vor Paris habe er die beiden Nationen auf ein Jahrhundert getrennt. Dieser Tadel war in der Sache richtig; in der Person hat Wagner, und mancher andere mit ihm, Bismarck unrecht getan. Andererseits muss man sagen, dass ein Staatsmann auch dort getadelt zu werden verdient, wo er sich nicht durchzusetzen vermag.

Damals rächte sich, dass Bismarck zwar, wie seiner Zeit Cromwell, durch die Revolution an die Macht gehoben worden war, ihr Schüler aber nicht gewesen ist. Dass die Deutschen über diese Kämpfe zu spät aufgeklärt worden sind, und nicht von Politikern sondern von einem einsamen Professor (Oncken) hat sich im Weltkrieg aufs neue gerächt, wo abermals die militärische Auffassung siegte und keine politische sich durchzusetzen vermochte.

So wiederholen sich Fehler, Laster und Irrtümer. Die deutsche Opposition aller Richtungen hat das nie begriffen. Womöglich noch ideologischer als die Nationalsozialisten hat besonders die Linke, angefangen bei den Liberalen, mit einer entsetzlichen Ausdauer bei der Hegelschen Irrlehre verharret, die Geschichte als ein treppenförmiges Gebilde anzuschauen, auf dem die Menschheit höher und höher steige. Diese irrige Vorstellung hat eine Fülle von Irrtümern erzeugt. Man glaubt an eine Art von Fortschritt der Menschheit und sieht die vergangenen Jahrhunderte nicht etwa nur als historisch vergangen an, was sie sind, sondern auch als tieferstehend. Mir ist von jeher sonderbar

vorgekommen, dass man Zeiten verachten zu können glaubt, in denen Männer wie Dürer und Grünewald, Willibald Pirckheimer und Ulrich von Hutten gelebt haben. Kein Zweifel: unsere Badezimmer sind komfortabler als die Bottiche zu Tizians Zeiten, aber die Bilder sind besser, welche Tizian gemalt hat. Seit er uns die ersten Dokumente hinterliess, ist der Mensch der gleiche geblieben, und ewig gleich seine „latenten Dispositionen zu gewissen identischen Reaktionen“. (Jung) Nun ist es zweifellos richtig, dass nicht wiederkehrt, was vergangen ist. Aber es scheint bestimmte Grundsituationen zu geben, welche einander gleichen. Der Kampf um die Freiheit ist so alt wie die menschliche Geschichte, ja man kann sagen, dass die Menschheit, seitdem sie existiert, um dieses kostbare Gut gekämpft hat, das nur in glücklichen Augenblicken erobert wurde, um immer aufs neue verloren zu gehen. Ich denke dabei nicht an die Eiszeit, oder ich denke gerade an sie; wenn man so weite Zeiträume betrachtet, zehntausende von Jahren, kann man von Fortschritt sprechen, gilt also das Gesagte nicht. Aber die elfhundert Jahre seit Karl dem Grossen sind ein kurzer Abschnitt, in dem die einzelnen Unterabschnitte jene Vorzüge aufweisen, die andern diese. Und wenn ich auch den theologischen Charakter, den man neuerdings der Physik umhängt, verachte, wird doch wohl die Erkenntnis der neueren Physiker, wonach die alten Grundbegriffe der Naturwissenschaften nur auf mittlere Grössenbereiche anwendbar sind, cum grano salis auch für die Geschichte gelten.

Die undeutlichen oder verzerrten Kenntnisse, welche man von Bismarck hatte, haben seinem bedeutendsten Nachfolger, Stresemann, geschadet, ja, ihn vorzeitig ins Grab gebracht. Auch heute noch wird er von den einen für einen Pazifisten, von den andern für einen Nationalisten gehalten; in Wirklichkeit war er einer der wenigen ideologiefreien Staatsmänner von französischer Art, welche die Republik hervorgebracht hat. Stresemann hat gegen den Versailler Vertrag gekämpft, aber es heisst viel übersehen, wollte man übersehen, dass Frankreich auf Friedensverträge, die ihm hart schienen, niemals anders reagiert hat als ein anderes Land oder als Deutschland. In einem vorzüglichen Essay des Zürcher Professors J. R. de Salis „Das Erbe von Versailles“, findet sich eine Stelle, welche

die Gleichartigkeit gewisser Reaktionen beider Völker zeigt, und ich war von jeher der Ansicht, dass eben aus dieser Gleichartigkeit die beiden Nationen am meisten lernen können. „In dem die Siegerkoalition 1919 dem demokratischen Deutschland — das sie doch herbeigewünscht und zu dessen Entstehung sie beigetragen hatte — die Wehrberechtigung weitgehend absprach, legte sie den Grund zu dem Konflikt zwischen dem Weimarer Regime und dem nationalen Empfinden des deutschen Volkes. Weil die parlamentarische Republik die im Friedensvertrag stipulierte Abrüstung durchführen und die unpopuläre Form des Söldnerheeres in Deutschland einführen musste, wurde sie von den deutschen Patrioten als die Vollstreckerin des Siegerwillens empfunden. Die Weimarer Republik spielt in der deutschen Geschichte die gleiche undankbare Rolle, wie das Königtum Ludwigs XVIII. und Karls X. in der französischen. Die Franzosen verziehen es den Bourbonen und ihrem Anhang nicht, dass sie ihre Machtergreifung einer nationalen Niederlage verdankten und ihre Aussenpolitik auf den von der feindlichen Koalition erzwungenen Friedensvertrag von 1815 gründeten (gründen mussten). Das restaurierte Königtum, zu recht oder zu unrecht, war in den Augen der französischen Patrioten nichts als der Komplize des verhassten Auslandes, der in seiner gefälligen Schwäche jede Demütigung durch die Siegerstaaten zu erleiden bereit war. Die Julirevolution von 1830 war in Frankreich vor allem ein Akt des nationalen Selbstbewusstseins und der innenpolitischen Unabhängigkeit gegenüber den ehemaligen Feinden und ihrer „Heiligen Allianz“, ja eine Kriegserklärung an den Friedensvertrag von 1815. Auch von 1918 bis 33 sind es fünfzehn Jahre. Fünfzehn Jahre waren es wiederum in Frankreich von 1871 bis zu der volkstümlich nationalen Bewegung, die unter dem Schlagwort der Revanche dem General Boulanger eine beispiellose Popularität eintrug und deren Ziel die Reorganisation und Rehabilitation der französischen Wehrmacht war. Die grandiose, von Boulanger geführte Revue des 14. Juli 1886 in Paris ist in ihrer Wirkung auf das In- und Ausland durchaus vergleichbar mit dem Entschluss Hitlers vom März 1935, die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland wieder einzuführen. Im Unterschiede zu der jüngsten deutschen Entwicklung machte sich allerdings in den 1880er Jahren

die parlamentarische Republik in Frankreich selbst zur Vollstreckerin des nationalen Wehrwillens, während sie gleichzeitig in einem schwierigen Abwehrkampf den antidemokratisch-cäsaristischen Boulangismus zu unterdrücken verstand."

„Was denken Sie von den Friedensverträgen von 1815?“ fragte am Abend des 31. Juli 1830 Cavaignac, einer der Führer der Revolution den König Louis Philipp. „Achten Sie darauf: wir haben keine liberale Revolution gemacht. Der Anblick der Tricolore hat die Massen in Bewegung gesetzt, und ohne Zweifel würde es leichter sein, zum Rhein zu marschieren als nach St. Cloud.“

Und wie sehr gleicht das Verhalten der französischen Reaktion nach 1815 dem der Deutschen von 1930 bis zur Gegenwart. Man war entschlossen, die Zustände so wieder herzustellen, wie sie vor 1789 gewesen waren, und ging wacker an die Arbeit. Bonapartisten, Liberale und Protestanten wurden in Massen umgebracht, Beamtschaft und Offizierskorps durch umfangreiche Absetzungen „gesäubert“, Richterstand und Universität ausgefegt und berühmte Namen ins Exil geschickt. Eines Nachts holte ein gewisser Puymorin mit einigen Freunden Voltaires Leiche aus dem Pantheon und schleppte sie auf einen Schuttabladeplatz, wo sie nicht mehr gefunden werden konnte. Voltaires und Rousseaus Werke liess der Klerus in lächerlichen Autodafés verbrennen.

V. Die Zeit in der Politik

Die Unterdrückung des antidemokratischen Hitlerismus gelang der ersten deutschen Republik nicht. Aber man übersieht zu leicht, dass auch die französische Republik hundert Jahre gebraucht hat, um sich durchzusetzen, von 1789 bis 1889, ja vielleicht sogar bis 1906, dass auf Danton Napoleon folgte, auf Napoleon Ludwig XVIII. mit dem Lilienbanner und der Reaktion, auf Louis Philipp noch einmal Napoleon III. Auch die englische Revolution hat sehr lange gedauert. Grosse Veränderungen sind mit einem Sprung nicht zu erreichen, und im Verlauf einer sozialen Revolution, welche in Deutschland im Jahre 1916 begann, muss ein Volk viele Theorien über sich ergehen lassen. Die erste Republik, die Weimarische, opferte

sich aussenpolitisch fast ebenso wie die französischen Regierungen von 1815 bis 48. Darin besteht ihre Grösse, welche nur davon beeinträchtigt wird, dass ihre Haltung, ich meine die aussenpolitische, besser war als ihr Personal, zwei Männer ausgenommen, Stresemann und Rathenau.

Hierin unterscheide ich mich auf das entschlossenste von Leuten wie Foerster, welche das Problem Deutschland und Europa durch eine Zerschlagung Deutschlands zu lösen wünschen. Dieses Problem ist nur innerpolitisch lösbar. Der ersten Republik muss die zweite folgen. Die deutsche Geschichte im allgemeinen und die preussischen Abschnitte in ihr im besonderen, sind so wenig änderbar, wie ein Mensch sich seiner Grosseltern entledigen kann, sie mögen ihm passen oder nicht. Die Zukunft, nicht die Vergangenheit liegt in unserer Hand.

Wir haben am Anfang von der besonderen Tapferkeit der Deutschen gesprochen und ihrer oft so leicht entflammbar Lust Krieg zu führen. Sehen wir davon ab, dass nach der Statistik Deutschland als Nation im ganzen weniger Kriege geführt hat als andere grosse Völker. Jene unbestreitbare Begeisterung, welche eine Kriegserklärung in vielen Deutschen auszulösen vermag, hat innenpolitische Ursachen und ist nur innenpolitisch zu lösen. Denn die Geschichte der Deutschen bestand bisher darin, dass sie ihre innenpolitischen Fragen durch Kriege zu lösen versucht haben. Man lese hierzu die Kriegsbriefe der gefallenen deutschen Studenten oder eine kleine Schrift, in welcher diese Briefe von mir betrachtet worden sind. In Frankreich ist es nicht viel anders gewesen. Was Deutschland aber unterscheidet, ist das verzweifelte Misslingen so vieler Versuche, zu einer innenpolitisch befriedigenden Lösung zu kommen. Von Natur aus sind die Deutschen ein friedliebendes Volk, wie alle Völker, da alle Völker vorwiegend aus armen Leuten bestehen. Auf irgendwelche Eroberungen waren sie niemals stolz, und haben nur wenige gemacht. Männer wie Napoleon haben sie nicht hervorgebracht, und die grössten Generale deutscher Geschichte waren vorwiegend innenpolitisch interessiert. Auf ihre Siege sogar waren die Deutschen immer nur in soweit stolz, als sie ihnen eine nationale Bestätigung brachten, wie anderen Völkern ihre Revolutionen oder die Eroberung riesiger Territorien.

Der tiefste Irrtum der Foersters, denn es gibt ihrer Dutzende *intra et extra muros germaniae*, besteht darin, dass man nicht Völker angreifen und verantwortlich machen darf, sondern Regierungen. Anders als man ist, kann man nicht werden, aber klüger werden kann man durch Erfahrungen und durch Nachdenken.

Wer aber ist: wir? Spätere Zeiten, dessen bin ich sicher, werden einmal die verschiedenen Faschismen weit mehr als eine Krisensituation des Menschen in verschiedenen Ländern bezeichnen, denn als Krise der Politik oder der ewigen demokratischen Idee. Der französische Arzt Carell hat ein Buch geschrieben „Der Mensch, das unbekannte Wesen“, in dem sich ein vorzügliches Kapitel findet: „Bedürfnis nach einer besseren Menschenkunde“. Die Menschen der modernen Civilisation, sagt er dort, haben das Land verlassen und sind in die Städte und Fabriken geströmt. Ihre alten Gewohnheiten tun sie von sich, schon deshalb, weil diese Gewohnheiten mit grösserer Mühe verbunden sind. Es behagt ihnen, dass sie nicht mehr allein zu sein brauchen — Einsamkeit ist Strafe oder Luxus — die Zerstreungen der Grosstadt geniessen können und in Herden lebend nicht mehr denken brauchen. Das einzige, was sie jagt, ist Furcht. Angst, sie könnten ihre Anstellung verlieren, ihren Lebensunterhalt, ihre Ersparnisse, ihr Vermögen. Sie sind ausserstande, das Verlangen nach Sicherheit zu stillen, das in jedem von uns schlummert. Trotz aller Sozialversicherung ist ihnen bange um ihre Zukunft. Die überhaupt denken können, werden unzufrieden... Der Mensch sollte das Mass aller Dinge sein, stattdessen ist er ein Fremdling in der von ihm geschaffenen Welt... Der ungeheure Vorsprung der abstrakten vor den Lebenswissenschaften (Wissenschaft muss dienen, sagt Jung, sie irrt, wenn sie einen Thron usurpiert) ist eines der grössten Verhängnisse, die der Menschheit je zugestossen sind...

Goldene Worte. Alle Faschismen sind Furchterscheinungen, Mischung aus aussenpolitischer Angst der Nation und Lebensangst des Einzelnen, welche die Diktatoren ausbeuten, daher sie denn bislang auch nur in verarmten Ländern, im nachrevolutionären Russland, Italien und Deutschland aufgetreten sind. Zwei Wissenschaften müssen gepflegt werden: die Wissenschaft vom Menschen, dem unbekanntem Wesen, und die Staatswissen-

schaft. Frankreichs innerpolitische Geschichte, besonders die der letzten hundertfünfzig Jahre mit ihren Fehlern und grossartigen Korrekturen an Fehlern zeichnet sich durch ihre gläserne, antikisch schöne Klarheit aus, und aus keiner kann man mehr lernen. Dabei wird man sich des Christentums zu erinnern haben, als des Fundamentes des Abendlandes, aber nicht der Kirche; der Revolutionen mehr als der Kriege; der klugen Momente der grossen Männer mehr als ihrer Schwächen. Gefragt, ob die Freiheit die nächste Zukunft für sich habe, antwortete Benedetto Croce: „Besseres, sie hat die Ewigkeit für sich“.